Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 5 (1937)
Heft: 9

Artikel: Traum der Südsee [Fortsetzung]
Autor: Puth-Kornagel, Karlheinz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-561920

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kampf gegen den „Stachel des Fleisches" auf sich nehmen und in einer hohen und höchsten Aufgabe zu überwinden suchen. Glücklich diejenigen, denen der Sieg beschieden, wie bemitleidenswert jene, die sich innerlich verkrampfen und eines Tages an sich und der Welt irre werden. —

Noch bleibt mir die juristische Seite unserer Frage, und da kann ich mich kurz fassen. Jeder Homoerot darf heiraten, kein bürgerliches Gesetz steht dem entgegen. Aber es gibt eben auch ungeschriebene Gesetze, die vom ethischen und sittlichen Empfinden des Menschenherzens diktiert sind. Die Verletzung dieser Gesetze rächt sich von selbst und sind meist die Strafen härter und nachhaltiger, wie die Uebertretung der andern Gesetze.

Ein homosexueller Mensch, der die Ehe mit einem sogen. normal veranlagten Partner eingeht, ohne denselben vorher über sein gleichgeschlechtliches Liebesgefühl aufgeklärt zu haben, begeht an dem andern Menschen einen Betrug. Juristisch ist damit bereits der Scheidungsgrund für den getäuschten Partner gegeben und kein Gericht wird auf Klage hin ihm zumuten, die Ehe weiterhin aufrechtzuerhalten. Das mögen sich doch alle Homoeroten, Männer und Frauen, vor Augen halten, die nur die Besserstellung oder Versorgung mit einer solchen Ehe bezwecken, auch jene, die mit einer solchen Verbindung ihre Veranlagung verschleiern und bösen Zungen damit Sand in die Augen streuen wollen.

Etwas anderes ist es dagegen, wenn zwei so Veranlagte eine eheliche Bindung eingehen, durch eine sogen. Kameradschafts-Ehe. Es können da sowohl wirtschaftliche als auch familiäre Gründe bestimmend sein. Persönlich wird sich darin jeder Partner sein Eigenleben wahren und sich auch als gleichberechtigt ansehen. Gesellschaftliche Rücksichtnahme, die auch in einer solchen Ehe nicht fehlen darf, wird nur jedes der beiden vor leichtsinnigen und unüberlegten Handlungen zurückhalten. Ob eine solche Bindung von Dauer sein kann, wird immer von der Mentalität der beiden Partner abhängig sein.

Traum der Südsee

2 Novelle von Karlheinz Puth-Kornagel.

Singapur: dieses Chaos von Schwarz und Weiß, von Braun und Gelb, seinen Lüsten und Lastern, Verbrechen, Tod und Verderben, zieht jeden in seinen Bann, der dort Halt macht. Auch Percy konnte und wollte sich ihm nicht entziehen. Zwölf Tage war man zu Wasser, nun hatte man endlich wieder einmal Land unter den Füßen. Morgen ging es erst weiter nach den Philippinen — also noch Zeit genug zum Bummeln. Er rief sich einen

der schreienden Kulis heran und ließ sich in einer Rikscha durch dieses Sündenbabel des Ostens fahren, indem schon so oft ein Europäer spurlos verschwand. Aber sein Kuli schien vertrauenswürdig und gewandt. Diese kleinen, halbnackten, sehnigen Kerle entfalten mit ihren zweirädrigen Karren eine geradezu fabelhafte Geschwindigkeit. Percy glaubte an jeder Straßenecke im Gewühl zu versinken, doch mit einem unergründlichen Lächeln auf den schmalen Lippen führte Ly sicher und ruhig das Gefährt. Verwirrende Bilder zogen an Percy vorüber: indische Schlangenbeschwörer wechselten mit chinesischen Gauklern, schwarze Elfenbeinhändler mit javanischen Seidenwebern, indische Bajaderen, Gheisas, europäische Dirnen, braune Lustknaben, Spielhöllen, Opiumhöllen, amerikanische Bars, Matrosenkneipen schlimmster Art, prächtige Hotels mit herrlichen Anlagen, asphaltierte Straßen, alles bunt durcheinander gewürfelt, herrlich und ekelerregend wie ein Opiumrausch. Müde und zerschlagen von dem langen Fahren brachte ihn Ly, der Unermüdliche, nach Stunden wieder an den Kai und schrie sofort wieder nach einem neuen Kunden.

Schwer brach sich der Dampfer durch die hochgehenden Wogen. Wie Dämonen und Drachen jagten die Wolkenberge vor der bleichen Scheibe des Mondes vorüber. Ein fernes, dumpfes Grollen verriet den Anzug eines jener gefürchteten Südseestürme. Percy stand beim Kapitän am Bug des Schiffes. „Bekommen wir eine schwere Nacht, Herr Kapitän?" „Gewiß, Herr Barker, es kann unter Umständen heiß hergehen." „Wann werden wir die Insel Manila anlaufen?" „Wenn alles gut geht, morgen Nachmittag 2.30 Uhr." „Danke!" Weiter zu sprechen war unmöglich. Der mit aller Gewalt einsetzende Sturm verschlang jedes Wort. Sieben bange Stunden kämpften Schiff und Menschen mit den entfesselten Elementen und — siegten.

Mit zwölf Stunden Verspätung zwar, aber doch froh und guter Dinge, schlug man Anker vor Manila. Im Hotel warf sich Percy auf das Bett und schlief traumlos durch einen ganzen Tag und eine Nacht.

Schmetternde Regimentsmusik weckte ihn und lockte ihn ans Hotelfenster. Unten auf dem Freiplatz hat ein schwarzes Musikkorps Aufstellung genommen zum üblichen Morgenkonzert. Eine herrliche Morgenandacht, diese schmucken dunklen Kerle in ihren weißen Uniformen in Ruhe und Muse betrachten zu können. Die Männer dieser Zonen sind fast ausnahmslos schön zu nennen; ihre naturnahe Lebensweise — Nacktheit in ewiger Sonne und Früchte als Speise — bilden Körper von einem Ebenmaß, wie es der Europäer erst wieder erreichen muß. Schon haftet Percys Blick auf dem Tambour, eine breitschultrige, große, herrliche Figur und ein Kopf mit markanten Zügen. Schön? Ein grausamer Zug um die Lippen klafft darin wie eine häßliche Wunde. Nein! Weiter tastet sein schönheitsdurstiges Auge. Manche prächtige Gestalt und manch hübsches Gesicht sprach zu den Sinnen, aber

das Herz blieb kalt. Jetzt sind Percys Augen am Schluß der Truppe und schon will er sich wegwenden, da bleibt er plötzlich wie gebannt stehen. — Ein kleiner Trommler. — Ein wunderbarer Jüngling von kaum neunzehn Jahren, scheinbar ein Mischling von der Insel Borneo, eine Erscheinung von bestrickendem Liebreiz. Solche Züge eines beseelten Antlitzes hat er bei einem dunkelhäutigen Menschen noch nie gesehen. Er kann seine Blicke nicht mehr abwenden von diesem kleinen, schwarzen Apoll, jede Bewegung seiner schlanken Hände, die eifrig die Trommel schlagen, verfolgt er beglückt wie den Lebensjubel einer heiteren Melodie. Und blitzartig erkennt er: hier war, was er seit Jahren suchte. Er fiebert buchstäblich bei dem Gedanken, vielleicht zu spät zu kommen. Er weiß kaum noch, was er tut.

Schnell kleidet er sich an und stürzt auf die Straße, um sein Glück nicht mehr aus den Augen zu lassen. Nun ist er in seiner Nähe und geht nebenher bis hinaus vor die Stadt in die Kaserne. Fast wäre er mit hineingegangen, wenn ihn nicht die Wache angehalten hätte. Er muß wissen, wie dieser Jüngling heißt; einige Dollarnoten wandern in eine schwarze Hand und ein Mund tut sich auf, verheißungsvoll: „Mister, jener junge Mann ist unseres Majors jüngster Sohn Erosius Batavina und wohnt im südlichen Stadtteil, Long-Street zwofünfundachtzig.“ „Danke!“ In einem seltenen Glücksgefühl wandert Percy traumverloren heimwärts. —

In dieser Nacht schläft er nicht. Seine schmalen Lippen formen nur ein einziges Gebet in den langen rinnenden Stunden: Erosius!

Nachmittag. Ein wolkenloser Himmel. Eine sengende Sonne. Eine einzige Sehnsucht. Seit Stunden schon wartet Percy auf Eros in dem Café, das der Villa Batavinas gegenüberliegt. Seit Stunden will sich das Parktor nicht öffnen, hinter dem der Ersehnte sein Leben lebt ... Es ist die vierte Stunde nach dem Mittag geworden, da wird die junge Göttergestalt des schon Geliebten zwischen den hohen Palmen sichtbar. In seinem Gang ist die ganze Zartheit, aber auch die volle Kraft seiner Jugend. Die weiße Uniform kleidet ihn wie einen Priester der Schönheit. Lässig schlendert er der innern Stadt zu.

In fliegender Eile zahlt Percy und geht ihm nach als lebender Schatten. Nach längerem Hin und Her verschwindet Eros in einer jener öffentlichen Tanzdielen, die nur von Herren besucht werden. Kein Einheimischer denkt schmutzig davon; die Liebe zum Freunde ist hier Teil des Lebens, das jeder achtet, sofern er der Achtung wert ist — Andere Völker, andere Sitten! — Dichter Zigarettendunst umfängt die Eintretenden; lockend spielt eine Kapelle Tanzweisen und Volkslieder, einheimische und europäische. Mit selbstverständlicher Anmut tanzen Jünglinge und Männer, jung wie alt, hell wie dunkel, weiß und gelb und schwarz. Scherzen und Lachen wie in ähnlichen Dielen Europas, nur zwangloser und ohne den Beigeschmack des Extravaganten. Percy setzt sich Eros gegenüber und läßt ihn nicht mehr aus

den Augen. Erst jetzt vermag er das wundersame Antlitz dieses dunklen Jünglings in seinem ganzen Zauber zu erfassen. Erst jetzt sieht er den herrlichen Bogen der Brauen, die samtene Tiefe der Augen, den göttlich gemeisselten Mund... und fassen die Hände die Schale mit Fruchtwein, ist es wie ein Dank an die Götter, daß sie die Freuden des Daseins schufen.

ERKENNE DICH!

Verlassen nennst du dich,
Vereinsamt, —
Noch widerstrebend lauernd auf Umarmung
Ein Frierender selbst in dem Arm der Buhle;
Vertrieben aus dem Sonnenland der Jugend.

Ein Zwiespalt wühlt und frißt an deiner Seele —
Du kennst dich selbst nicht mehr, bist dir ein Rätsel,
Weil eine Macht, die stärker ist als alles,
Gebietend fordert, was du willst verneinen.

Du kämpfst und ringst, und kannst es nicht verstehen,
Daß alles Wehren nutzlos sich erweist. —
So laß dir sagen aus dem Mund des Freundes,
Der einzig dich versteht, wie niemand sonst:

Vor dir sind Tausende den gleichen Weg gegangen —
Nachtwandelnd, traurig, suchend nach Erklärung —
Die Seele wachgerissen durch den Trieb der Liebe,
Die einen andern Weg beschritten hat als sie.

Vergebens ist die Flucht vor dieser Liebe,
Vergebens aller Kampf.
Denn viel zu tief und viel zu stark ist sie verbunden
Mit dem tiefsten Innern.
Und keiner ist als Sieger aus dem Kampf gekommen.

Warum?
Es gibt einen Gott,
Und durch sein mächtig' Wort hat er berufen jene,
Die einzig er erachtet, zu erfassen,
Was Alltagsmenschen nie versteh'n:
Die große, starke, treue Freundesliebe!
Darum erwache — und du wirst genesen!

Marie Glöckler.